

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 12 (1952-1953)

Heft: 1

Artikel: Trachten und Textilien

Autor: Jörger, J. H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grünland (z. B. auf dem Roßboden bei Chur) liegen und wird sich mit einer Unkrautflora decken. Man will nur noch schnell und leicht verdienen. Arbeit, die nichts einträgt, unterbleibt, auch wenn sie ein Bestandteil des Auftrages sein müßte. Den Stellen, die Arbeiten abnehmen, können wir den Vorwurf nicht ersparen, daß sie ihre Aufgabe, vom Landschaftsschutz aus gesehen, liederlich erfüllen.

Wir fürchten, daß unser Aufsatz im gepflegten Gärtlein der Heimat-schutznummer des Schulblattes sich wie eine stachlige Distel ausnimmt. Es ging uns nicht darum, mit schönen Worten von der Ästhetik der Landschaft zu schreiben. Uns lag daran, Dinge und Zustände, die das Bild der Heimat entstellen, beim rechten Namen zu nennen. Wir möchten wünschen, daß unser Volk eine saubere und möglichst unversehrte Landschaft Heimat nennen darf.

Hans Brunner.

Trachten und Textilien

Auf die große Calvenfeier hin, die im Jahre 1899 in Chur stattfand, ließ das Organisationskomitee die «Rätischen Trachtenbilder», ein kleines Al-
bum, erscheinen. Man hatte sich damals der alten Bündner Trachten er-
innert und sie wieder zusammengestellt. Im Festakt des «Calvenspieles»
traten sie auf und fanden viel Bewunderung. Sie blieben in der Folge nicht
ganz vergessen, fanden aber erst 1923 wieder ein aktiveres Interesse, als die
«Vereinigung Junger Bündnerinnen» beschloß, sich der Trachtenfrage in
Graubünden anzunehmen. Sie errichtete in Chur und im Engadin je eine
Trachtenstelle, die Muster und Modelle zur Verfügung stellten, durch sach-
kundigen Rat die Herstellung der Trachten erleichterten und verbilligte Ma-
terialien vermittelten. Eine Trachtenbewegung war ausgelöst worden, die
einen glanzvollen Höhepunkt anlässlich des Festzuges am Trunser Fest
1924 erreichte. Über 200 Trachten waren damals neu geschaffen worden.
Im Jahre 1925 beteiligten sich über 60 Trachtenträgerinnen aus Graubünden
am großen Festzug der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Bern. 1926
wurde die «Vereinigung der bündnerischen Trachtenfreunde» gegründet, die
seither weiterblüht und sich der Schweizerischen Trachtenvereinigung an-
geschlossen hat, die einige Jahre später ins Leben gerufen wurde.

Zwei Paten waren den «Jungen Bündnerinnen» an der Wiege ihres Unternehmens gestanden, einmal die finanzielle Unterstützung der Bündner Heimatschutzvereinigung, die auf das Trunser Fest hin die Arbeiten der beiden Trachtenstellen mit einer namhaften Gabe bedachte. Des andern waren es Wissen und Kenntnisse des bekannten Volkskundlers P. Notker Curti im Kloster Disentis, die zur Verfügung standen. Mit seiner Hilfe wurden die rätischen Trachten aus der Zeit der Calvenfeier von Fehlern und Schlacken gesäubert und die historischen Kostüme, soweit sie in einzelnen Landesgegenden einst getragen wurden, wieder getreu hergestellt. Sie waren, wie Julie Heierli in ihrem grundlegenden Werk der «Volkstrachten in der Schweiz» darstellt, aus der Allerweltmode im 18. Jahrhundert entstanden. Es wollten sich damals Adel und Patriziat durch eine besondere Kleidung von den niederen Ständen abheben, und diese hingegen, vor allem die Land-



Leintücher mit Bündner Kreuzsticheinsätzen

bevölkerung, wollte von gewissen hergebrachten Kleidungsstücken nicht abgehen. «Es zeigt sich überall», schreibt Frau Heierli, «wie die Kleidung der höchsten Stände, des Adels und des Patriziates, in veralteter Form zu den Bürgerlichen kommt, bei diesen zur Tracht erstarrt und schließlich auch von den Bauern übernommen wird. Durch Verordnungen und Verbote sorgte die Obrigkeit, daß bestimmte Grenzen gewahrt wurden. Hätten die Bauern eigene, bodenständige Kleider getragen, die Obrigkeit hätte nur in bezug auf das Material, nicht auch im Hinblick auf die Form und den Zuschnitt eingegriffen.»

In Graubünden entstand keine so ausgeprägte Volkstracht wie andernorts. Es war bei den Männern das Kleid aus dem selbstgewobenen grauen Wolltuch, wie es auch in anderen Landesgegenden vorkam, das hauptsächlich getragen wurde. Von ihm leitete sich auch der Name der «Graubündner» ab, wie Sprecher in seiner «Kulturgeschichte» schreibt. Wenn für die weibliche Tracht rote Röcke, schwarze Mieder und rote Strümpfe beschrieben werden, so handelte es sich um keine eigentlichen Trachten, sondern um mehr oder weniger veraltete Moden der Adeligen, die schließlich bei den Bäuerinnen sitzengeblieben waren. Sprecher berichtet weiter, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts sich eine wirkliche Volkstracht nur noch im Schams, Prättigau, Oberhalbstein, besonders im Engadin und Münstertal erhalten habe. Es handelt sich damit um die Reste alter Modekleidungen, die in den einzelnen Talschaften durch Besonderheiten abwichen und so ein Lokalkolorit erhielten. Wenn die scharlachrote, vielbewunderte Engadiner Tracht ein heute begehrtes und kostbares Trachtenkleid geworden ist, so lebt in ihr ein Modekleid aus der Rokokozeit weiter, das bis gegen 1800 im Engadin als «Tracht» bei festlichen Anlässen getragen wurde, ein bißchen angepaßt, ein wenig verwandelt, je nach lokalen oder individuellen Bedürfnissen, ähnlich wie es auch die anderen Trachten getan haben, wenn sie sich aus der Allerweltmode abspalten und auf einer gewissen Form stillstanden.

Die neue Trachtenbewegung geht also auf ein Kapitel Kulturgeschichte zurück und belebt alte Sitten und Bräuche der Kleidertracht. Die Tracht hat, wie Richard Weiß in seiner «Volkskunde der Schweiz» ausführt, mit der Mode das Kollektive gemeinsam. Sie wird getragen, weil «man» sie im Dorf trägt, sie hier der volkstümlichen Gemeinschaft entwachsen ist. Im Gegensatz zur Mode aber bleibt sie traditionsgebunden und wurzelt im Herkommen und Brauchmäßigen. Die Mode hingegen ist traditionsfeindlich; sie will apart, neu, modern sein, stets sich wandelnd.

Will nun die neue Trachtenbewegung das einstige alte Volkskleid wieder zu Ehren ziehen und dem Volke zurückgeben, was es sich einst aus der wandelbaren Allerweltmode zurück behalten und seinen Bedürfnissen angepaßt hat, so könnte hier die Frage aufgeworfen werden, ob nicht alle jene Neuschöpfungen an «Trachten» Gefahr laufen, wieder «Mode» zu werden? Man versteht, daß die alten Trachten den Wünschen der modernen Kleidergestaltung in bezug auf Hygiene, Tragbarkeit und anderen Verlangen sich anpassen müssen, daß Fischbein, Schnürmieder und weitere Dinge nicht mehr in die Requisiten der Trachtenateliers gehören können. Diese zeitgemäßen Änderungen sind aber das eine, Neuschöpfungen von Trachten

aber das andere, vor allem dort, wo eine alte, landesübliche Tracht sich fand. Diese alte wollte man doch wieder zu Ehren ziehen, sie ihrer Tradition und ihrem Herkommen nach dem Volke wieder zugänglich machen, nicht aber eine Tracht, die ihr Entstehen doch nur dem Umstand verdankt, daß das Trachtenträgen in gewissen Kreisen «Mode» geworden ist.

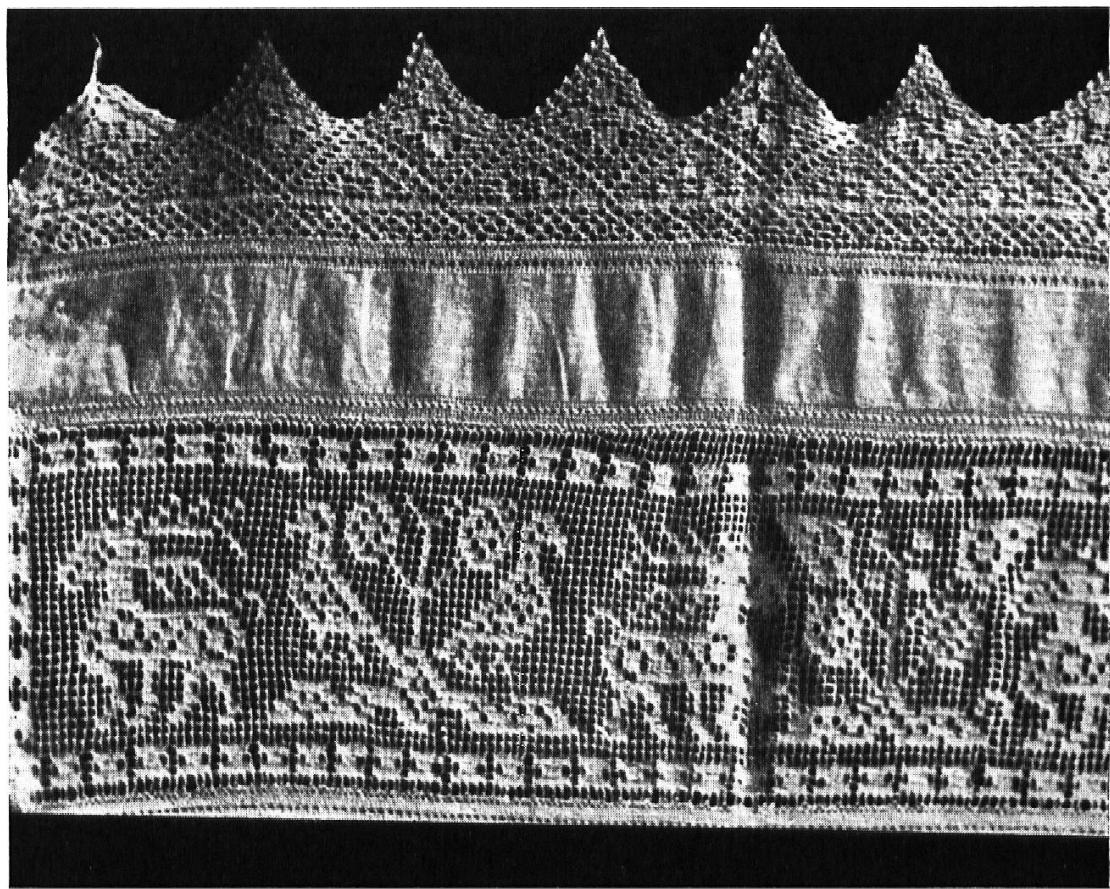
Julie Heierli schreibt z. B. im Band «Graubünden» ihres Trachtenwerkes über die «Rätischen Trachtenbilder», daß sie «nur insoweit für die bündnerische Trachtenforschung in Betracht kommen, als sie viele echte Stücke zeigen, die aber zum größten Teil in der vorgeführten Zusammenstellung zu ihrer Zeit nicht hätten getragen werden können, ohne Gespött und Verachtung auszulösen und die Trägerinnen in ihrer Heimat und engeren Umgebung in Acht und Bann zu tun.»

Gespötte, Acht und Bann braucht eine Trachtenträgerin heute nicht mehr zu fürchten, wenn sie in ihrer Trachtenneuschöpfung aus dem Atelier X zum Feste erscheint! Wohl aber muß sie sich bewußt sein, daß sie in «Mode» macht, daß sie eine «Tracht» trägt, die mit Herkommen und Überlieferung nur dem Namen nach etwas zu tun hat, und daß sie, was das Wichtigste ist, ihre alte, überkommene Vorgängerin verdrängt und letzten Endes der ganzen Bewegung das Grab schaufeln hilft. Da wohnte man vor nicht langen Monaten einem patriotischen Festspiel bei, in welchem ein großer Kranz Frauen und Mädchen in der dramatischen Handlung mitwirkte. Sie hatten offensichtlich mit Eifer, Liebe und Begeisterung sich eine «Tracht» angeschafft, reich und farbenfroh, eine Neuschöpfung, wie sie aus der Trachtenbewegung hervorgegangen ist. Von der alten, echten Tracht, wie sie einst im Tale getragen worden war, sah man hingegen nur vereinzelte, schüchterne Exemplare, obwohl sie allein sinngemäß Historie und Tradition ins Festspiel hätte tragen sollen. Hatte sie in der Begeisterung um das Fest den Todessstoß bekommen?

Doch es handelt sich letzten Endes nicht um die «Mode», ob die alte, traditionsgebundene oder eine neue Tracht den Vorrang habe. Es handelt sich um etwas tiefer Begründetes, um den Sinn, der der modernen Trachtenbewegung zukommen soll, um die Art, wie sie im Volkstum dauerhafter als nur eine Modeströmung und Liebhaberei gewisser Kreise verankert werden soll.

Richard Weiß schreibt in seiner «Volkskunde»: «Volkstracht im Sinne der Volkskunde ist zu definieren als jene Art der Kleidung, die dem Volke in seinem örtlichen oder ständischen Gemeinschaftsgefühl und seiner Überlieferungsgebundenheit entspricht.» Nach ihrer Bedeutung im Volksleben teilt er sie in vier Gruppen ein, als da wären: die Fest- und Feiertagstrachten, solche, die Lebensalter, Geschlecht und Zivilstand auszeichnen, Berufstrachten und die landschaftlichen Trachten, welche aus lokalgebundener Tradition und Gemeinschaft hervorgehen.

Die neue Trachtenbewegung hat in erster Linie die Fest- und Feiertagstracht wieder zu Ehren gezogen und feiert in ihrer reichen und farbenfrohen Formenfülle Triumphe an den großen Trachtenfesten, wird bewundert, wo überall bei Empfängen und Veranstaltungen eine Trachtengruppe auftritt und patriotische Lieder singt. Aber auch zum Tanz wird die Tracht angezogen, wenn ein solcher im Dorf abgehalten wird, und auf der Bühne



Leintuchspitze aus dem Münstertal (Filet in Leinenstich, Filetspitze)

erscheint sie, wenn das aufgeführte Stück eine Handlung aus dem «Volksleben» zum Inhalt hat.

Ist aber damit dem tieferen Sinn des Trachtentragens Genüge getan, und ist die Tracht nicht vielmehr zu einem Festkleid geworden, das nur speziellen Anlässen dient, solange es «Mode» geworden ist, in einer möglichst schönen Tracht zu gefallen, bis eine andere «Mode» das Trachtentragen zum Verleider macht und die patriotische Kleidung in Schrank und Koffer zur Beerdigung kommt?

Sollte die Tracht hingegen nicht zu jenem Festkleide erstehen, «das unbefleckte, dem Anlaß entsprechende Feierkleid zu sein, das zu kirchlichen und weltlichen Festen wie auch zu den großen Übergängen des menschlichen Lebens getragen wird, das den Unterschied gegenüber dem Alltag und zugleich die Gemeinschaft der Feiernden sichtbar werden lässt»? (R. Weiß). In dieser Bedeutung sollte sie im Dorfe wieder zu jenem Feierkleid werden, das sich die Braut statt des beliebten weißen Seidenkleides mit Schleier und Schleppe anschafft. Zieht sie dieses wohl nie mehr an, so kann sie sich mit jenem immer wieder kleiden, wenn festliche Tage ihr Alltagsleben unterbrechen. In ihrer heimatlichen Tracht wird sie als Mutter ihre Kinder zur Taufe oder zum Altar begleiten; in ihrer Tracht wird sie zur Hochzeit ihres Sohnes erscheinen, geht sie zu den Festen der Kirche,

die sie das Jahr durch mitfeiert, und in der Tracht freut sie sich in der frohen Menge des Volkes, wenn ein weltlicher Anlaß das Dorf belebt. Einmal im Leben nur ist es nötig, sich ein Festkleid zu beschaffen. Sorgsam gepflegt, dauert es für immer; es verfällt nicht den Eigenwilligkeiten einer fremden Allerweltsmode. Die teure Seidenschürze, das farbenprächtige Halstuch, das kunstvoll gestickte Mieder können zu Erbstücken werden, die Töchter und Enkelinnen mit Stolz weiter tragen. So wird die Tracht wieder zur Tradition, und es ist Sitte, ein sozusagen «immerwährendes» Festkleid zu haben und ein Glied jener Dorfgemeinschaft zu sein, welche die Schönheit ländlichen Brauches und überkommener Sitten hochhält und in ihnen fest verwurzelt bleibt.

Von den Gruppen, die Richard Weiß bezüglich der Volkstracht hervorhebt, sei nur noch auf die Berufstrachten eingegangen. Es war vor allem die Frauenschule Chur im Verein mit den beiden Trachtenstuben, die bestrebt war, in Graubünden den Bäuerinnen ein Berufskleid zu vermitteln. Aus selbstgewobenen Stoffen soll es bestehen, praktisch in der Form, gefällig und vor allem auch den klimatischen Verhältnissen unserer Berggegenden angepaßt sein. Da und dort schafft man sich solche Kleider an,



Paradeleintuch aus Manas, Unterengadin

und es schätzen es die Mädchen und Frauen, die in den Bäuerinnenschulen dessen Wert kennengelernt und erprobt haben. Paßt es nicht praktisch viel besser zur Arbeit der Bäuerin in Haus und Feld als die modisch geformten Kleider und Schürzen aus flatternden Stoffen der Warenhäuser und Bazare? Wie anders bodenständig und heimatlich erscheint die Bauernfrau im Dorf oder auf dem Acker, wenn aus den kurzen Ärmeln ihres Arbeitskleides die sonnengebräunten Arme nach der Arbeit greifen, die währschaften, farbig gestreifte Schürze ihren weiten, fältigen Rock aus braunem oder blauem Tuch, handgewoben aus der Wolle der eigenen Schafe, umschließt! Wieviel wetterbeständiger und dauerhafter ist ein solches Arbeitskleid als die dünnen Röckchen, die in ihren grellen Farben und modischen Allüren schlecht ins Bauerndorf passen, schlecht wie eine farbenschreiende Plakatwand ins Braun der Dorfgasse. Und welch ein Bild zeigt sich dem verblüfften Wanderer, wenn er, statt einer Bauerntochter im Miederkleid, ein rotes Kopftuch um die üppigen Zöpfe, eine Jungfrau Kartoffeln graben sieht, angetan mit einem verblaßten Foulardkleid aus der abgestoßenen Garderobe einer Stadtdame, in krummgetretenen Stöckelschuhen, umweht von den geraden «Locken» einer zerzausten «Engelsfrisur»!

Ein wahres Fest- und Sonntagskleid, ein währschaftes Berufskleid dem Volke wieder zu geben und auf dem Lande heimisch zu machen, das soll der tiefste Sinn der Trachtenbewegung sein. Dieses Ziel gibt ihr über eine Liebhaberei und Modeströmung hinaus echtes Leben und dauernden Wert und ist Ausdruck wahrer vaterländischer Gesinnung, ist Heimatschutz in Brauchtum und Sitte.

Die volle Schönheit einer Tracht, sei sie nun eine festtägliche oder eine für die Tage der Arbeit, liegt in letzter Linie in der Echtheit und Bodenständigkeit des Materials, aus der sie geschaffen worden ist. Die Wolle der eigenen Schafe, Flachs und Hanf vom eigenen Acker sollten die Lieferanten der fleißigen Bauernfrau sein, in deren Stube den Winter durch der Webstuhl unermüdlich klappert. Leider ist es soundso vielen Frauen nicht möglich, die Zeit aufzubringen, selbst zu spinnen und zu weben, um die kräftigen Stoffe für Wäsche und Kleider herzustellen. Aber die Nachbarin kann es; sie hat den alten Webstuhl vom Estrich heruntergeholt und wieder aufgestellt, hat in einem Webkurs gelernt, wie die alte Heimarbeit einwandfrei auszuüben ist. Sie versteht, die alten Webmuster anzuwenden, andersfarbige Streifen in den weißen Stoff zu weben. Gerne kauft man ihr von ihren Erzeugnissen ab, hat man doch bald erfahren, wieviel solider Handgewobenes ist als Fabrikware. Wie dauerhaft ist der Frauenrock oder die Hose des Bauern aus dem Stoff, der vom Webstuhl der Witwe stammt. Wie griffig sind Tischtuch und Handtuch, die sie herstellt. Sie kommt mit der Arbeit kaum mehr nach, um alle Bestellungen zu befriedigen. Wie kann sie wieder sorgenfreier leben, seit sie Handgewobenes verkaufen kann! Und wie viele Franken bleiben wieder im Dorf, statt ins Warenhaus zu wandern. Groß sind darum die Verdienste, die sich jene Kreise erworben, die «Heimatwerke» gründeten, Heimarbeit vermitteln, das Wertvolle selbst erzeugter Textilien im Bauernhaus aufzeigten und so alte Bräuche zu neuem Leben brachten.

Aber nicht nur die Freude am Spinnen und Weben ist neu erwacht. Die Freude an der alten Zier gehört mit dazu. Sie zeigte sich ja schon an der Farbenfreudigkeit der Trachten, in den kunstvollen Stickereien und den feinen Spitzen, die zu einem Trachtenkleid gehören. Sie zeigte sich aber ebensosehr in Schränken und Truhen des Hauses, wo verzierte Wäsche den Stolz der Hausfrau bildete. Kaum anderswo als in Graubünden und speziell im Engadin dürfte es so ausgeprägt Brauch und Sitte gewesen sein, durch reichverzierte Wäschestücke die Wohlhabenheit der Familie darzutun. Da waren Kissen, Leintücher, Bettvorhänge, Tischtücher und anderes mehr vorhanden, ganz bestickt oder mit oft fast meterbreiter Bordüre versehen, um den festlichen Anlaß zu feiern oder den geschätzten Gast mit ihrem Gebrauch zu ehren. Es war vor allem der Kreuzstich, den man in Rot, Blau oder Braun auszuführen liebte in Mustern, die naive Volkskunst selbst gestaltete, oder in Mustern, die kunstreichen Vorbildern entnommen wurden. Heimkehrer brachten sie aus der Fremde mit, und so finden sich Ornamente der Gotik, der Renaissance und des Barocks in einfachsten und üppigsten Formen vor. Beliebt waren Motive mit der Nelke, dem Granatapfel. Der Steinbock, der Löwe, der Adler und der Drache fehlten nicht und wurden gerne in die Muster eingeflochten. In naivster Weise kombinierte man oft, was einem gefiel. Zierfreudigkeit und Eifer mußten da und dort das Können ersetzen; Muster wurden mißverstanden und falsch angewendet. Die Kunst zerfiel mit der Zeit, bis im nüchternen Zeitalter der Maschine auch Lust und Freude für handverzierte Wäsche vergingen.

Die Kostbarkeiten dieses alten Volksgutes wieder ans Tageslicht gezogen und neu belebt zu haben, ist ein Verdienst der Publikationen «Kreuzstichmuster aus Graubünden», welche der bündnerische Heimatsschutz betreut hat. Sie haben die Freude am «Kreuzstich» in ungeahnter Weise in weiteste Kreise auch außerhalb Graubündens getragen, und fast möchte man meinen, es sei Mode geworden bei den fleißigen Frauen, ihre Mußestunden mit «kreuzeln» auszufüllen.

Die alten Textilien, von denen sich im Rätischen Museum in Chur eine große und wertvolle Sammlung befindet, waren aber nicht nur mit Kreuzstich verziert, sondern es gesellte sich diesem noch eine ganze Reihe anderer Stickereiarten bei. Da sie kunstvoller und schwieriger auszuführen waren, sind sie weniger geübt worden als der Kreuzstich. Nicht fehlen durften auch die Spitzen. Von der Filet- und Klöppelspitze bis zur kostbaren Nähspitze fanden sich alle Arten mehr oder weniger oft vor. Die Schwierigkeit einzelner Techniken läßt die Herstellung von Spitzen leider nur ausnahmsweise geeignet erscheinen, sie wieder als Heimarbeit einzuführen, obwohl die Spitzenkunst da und dort aus alter Tradition als Heimarbeit betrieben wird. So klöppelt man z. B. in der Gruyère die Spitzen, die als «echte Handarbeitsspitzen» die guten Trachten zieren sollten, und die teuren Nadelspitzen entstammen den geübten Händen von Frauen auf den Inseln bei Venedig. Nicht Spitzen, aber feinste Stickereien sind es, welche im Appenzellerland als Heimarbeit hergestellt und in weiter Welt von Kenner geschätzt werden.

Es lag also dem Heimatsschutz in Graubünden am Herzen, alle jene Bestrebungen zu fördern, das Spinnen und Weben in den Tälern wieder zu

beleben und einzuführen. Er konnte durch seine Publikationen das kostbare Erbe alter Textilkunst aufzeigen, und es gelang so, die Technik des Kreuzstiches in weiten Kreisen beliebt zu machen und damit auch die Freude am verzierten Wäschestück. So wurde nicht nur altes Brauchtum im Bewußtsein des Volkes wieder lebendig gemacht, sondern es wurde durch Beschaffung von Heimarbeit mancher Familie eine materielle Hilfe vermittelt und ein Kapitel Bergbauernhilfe zu praktischem Erfolg gebracht.

Daß es beim Spinnen und Weben und beim Kreuzstich allein nicht bleibe, ist ein weiterer Wunsch! Darum soll versucht werden, auch von den schwierigeren Zierstichen diesen oder jenen wieder einzuführen und beliebt zu machen. Einen vielversprechenden Anfang hat das Bündner Heimatwerk mit der Abhaltung entsprechender Kurse gemacht. Die verschiedenen Arten der Weißstickerei werden gezeigt. Sie würde sich als Heimarbeit, ähnlich wie im Appenzell, bestens eignen. Nicht nur käme in ihr ebenfalls altes Brauchtum zu Ehren, sondern eine neue Erwerbsquelle täte sich auf, und Schönheitssinn und Kunsfertigkeit im Volke würden gefördert.

J. B. Jörger.

Sprachschutz ist Heimatschutz

Noch bevor die «Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz» ins Leben trat, regte sich in Graubünden der Wunsch nach Erhaltung der Eigenart unseres Landes. Diesem Wunsche entsprach die im Jahre 1905 erfolgte Gründung der Bündnerischen Vereinigung für Heimatschutz. Ihre erste Aufgabe war es, baulich wertvolle Denkmäler zu erhalten, das unverdorbene Landschaftsbild zu schützen, Neues und Werdendes so zu gestalten, damit es sich harmonisch dem Bestehenden einordne. Indessen begnügte sich der Heimatschutz keineswegs, wie dies gelegentlich und zu Unrecht angenommen wird, nur mit der Erhaltung von alten Häusern, Burgen und dem Schutz des Landschaftsbildes. Wenn auch anfangs die Bewahrung der sichtbaren Heimatgüter an erster Stelle stand, schenkte der Heimatschutz in richtiger Erkenntnis seiner Aufgabe auch der Pflege der heimischen Gebräuche, Trachten, *Mundarten* und Volkslieder seine Aufmerksamkeit. So hat im Laufe der Jahre die schweizerische Heimatschutzbewegung mittelbar oder unmittelbar gewiß auch dazu beigetragen, das Interesse für die Mundarten und damit für die *heimische Sprache* überhaupt zu wecken und zu fördern, vorerst in Romanisch-Bünden und in den letzten zwei Jahrzehnten ganz besonders in der deutschen Schweiz. Nicht zufällig erschien schon im Jahre 1918 ein Heimatschutz-Heft, das ausschließlich dem engadinischen Sprach- und Heimatschutz gewidmet war und für die ladinische Sprache und Heimat zu werben suchte. Und als unser Landsmann Robert v. Planta mit seinem aufsehenerregenden Artikel «Vom Daseinskampf des Schweizerdeutschen» (1931) auf die bedrohliche Lage des Schweizerdeutschen hinwies, löste sein Mahnruf eine wahre «Sprach-